

## I. Bremen und Bogota

Noch zur Zeit der deutschen Kleinstaaterei bin ich in Bremen geboren. Dass ich mich als Bremer auch fühle, darüber bin ich oft erstaunt; denn ich habe nur einen kleinen Teil meines Lebens in meiner Geburtsstadt zugebracht. Trotzdem hat Bremen in meiner Empfindung als Heimatstadt nie einen Rivalen gefunden. Gewiss hängt das damit zusammen, dass Bremen ein Stadtstaat war, sogar 1806-1871 ein souveräner. In grösseren Staaten verteilt sich das Heimatgefühl auf Staat und Stadt, und ist der Ort der Geburt vielfach, zumal beim Beamtentum, vom Zufall abhängig, sodass ein engeres Heimatgefühl sich schwer entwickeln kann. Im Stadtstaat Bremen gab es kein umherziehen von Ort zu Ort. Hier war das Heimatgefühl einheitlich. Es hat vielleicht noch eine allgemeine Verstärkung dadurch bekommen, dass Bremen Fremde aus seinen Mauern lange fernzuhalten suchte. Die Zuzugskontrolle war bis tief in das 19. Jahrhundert streng; ich erinnere mich noch der Schlagbäume in den Zugangsstrassen.

Bremen war ausserdem zur Zeit, als ich dort die Schule besuchte noch nicht eine Grosstadt. Man konnte es als Einheit empfinden. Für die Erwachsenen hatte es in der Börse einen Mittelpunkt. Dem erwerbstätigen Bürgertum diente sie als wichtigstes Informationsorgan. Ähnliches galt auch für die Jugend. Bremen hatte damals nur ein Gymnasium. Das bedeutete, dass auch die Jugend in den oberen Klassen Bremen übersehen konnte, nicht nur äusserlich sondern auch in groben Umrissen ihr Leben dieser Stadt, das damals nicht nur am Beginn eines wirtschaftlichen Aufschwungs stand, sondern sich auch einer Blüte seines geistigen Lebens erfreute.

Was das Wirtschaftsleben anlangt, so erfuhr ich von ihm in der Schule nur Einiges. Aus der Zeit, als Bremen einerseits mit den fischreichen Küstenstädten im Norden Europas, andererseits mit dem unentwickelten Osten im Verkehr stand; mich beschäftigte das Gemälde, das im leicht zugänglichen Börsensaal den Anteil Bremens an der Gründung Rigas darstellte und nicht minder das Aufkommen der Dampfschiffahrt und die Gründung Bremerhavens, womit Bremens Eintritt in den neuzeitigen Welt-handel eingeleitet wurde.

Eindrucksvoller als der Unterricht waren die Besuche bei den Verwandten meiner Mutter in Hamburg. Sie zeigten, dass die Stadt am Elbestrom, die nicht wie Bremen von ihrem Seehafen getrennt war, einen mannigfaltigeren Handel als Bremen hatte. Wir spürten zwar, dass Bremens Handel sich in einem Aufschwung befand; ob wir aber auch erkannten, worin er bestand, ist mir zweifelhaft. Während Hamburg seine Beziehungen zu England besonders pflegte und seine Tätigkeit über fast den ganzen Erdball ausdehnte, spezialisierte sich Bremen auf den Handel mit Amerika. Die Vereinigten Staaten standen hier im Mittelpunkt des Interesses. Die dortigen Erfolge lenkten die Aufmerksamkeit auf Südamerika, als unter Bolivar ein ähnlicher Befreiungskampf wie in Nordamerika unter Washington erfolgreich durchgeführt wurde. Sein Mittelpunkt war das anfangs auch das Gebiet von Venezuela und Ecuador umfassende Kolumbien, wo Bolivar zum ersten Präsidenten der neuen Republik erwählt worden war. Mit Recht hat Bürgermeister Duckwitz gesagt: „Der Trieb, in weite Fernen zu wandern ... das ist die vornehmste Eigentümlichkeit der Bremer“.

Ist es mir zweifelhaft, wie viel mir von Bremen als Handelsstadt schon auf der Schule bekannt geworden ist, von der Blüte seines Geisteslebens habe ich damals Vieles erfahren. Das hängt eng zusammen mit Familie und Freundschaft.

Die Familie Schumacher zählt zu den alten Bremer Familien. Die Bildnisse meiner direkten Vorfahren sind bis zum Jahre 1661 erhalten und haben im Historischen Museum meiner Vaterstadt Aufnahme gefunden. Heimatgefühl und Familiengefühl begegnen sich.

Eröffnet wird diese Reihe der Vorfahren von einem Heinrich Schumacher, der, wie es auf einem alten Stich heisst „Rector perpetuus illustris lycei bremensis“, der damaligen „Hohen Schule“ Bremens war. Der Sohn schlug insofern aus der Art, als er oldenburgischer Hofrat wurde und das norddeutsche Postwesen erstmalig organisierte. Der Sohn dieses geadelten Hofrats war mein Urgrossvater, Isaak Hermann Albert; er war auch Jurist und wurde in den Senat und neben Johann Smidt, dem Gründer Bremerhavens, zum Bürgermeister gewählt. Er hatte eine ungewöhnliche Frau, Margarethe Oelrichs, eine Schülerin von Anton Graff, von der noch Proben starken Talents in Gemälden und Zeichnungen erhalten sind. Er starb am 3. August 1853. Am 15. August 1853 wurde sein Sohn, Richter Hermann Albert, mein Grossvater, von Senat und Bürgerschaft zum Senator gewählt. In seiner Einführungsrede sagte Bürgermeister Smidt: „Die republikanische Sinnesart pflegt selbst den Anschein von Begünstigung erblicher Würden zu vermeiden. Sie haben ... nicht nach Popularität gehascht und wenn Ihnen eine solche ... zuteil geworden ist, so ist Ihnen ein glänzendes Zeugnis geworden, dass Sie die Probe des Mannes würdig bestanden haben in den Tagen unserer Drangsale. Gerade deshalb, weil Sie auf Volksgunst verzichten zu können gelernt haben, wo höhere Pflicht es gebietet, darf der Senat Ihre Wirksamkeit in seiner Mitte umso freudiger begrüßen“.

Mein Grossvater war der einzige lebende Vertreter meiner Grosseltern. Bei ihm hatte ich neben dem Gefühl natürlicher Zusammengehörigkeit das seiner überlegenen Würde. Mit seinen markigen Gesichtszügen und seiner wuchtigen Figur erschien er mir, zumal wenn er vom „alten Smidt“ und der wunderlichen bremischen Bürgerwehr des Jahres 1848 erzählte, als Teil des alten Bremens, dessen Kleinbürgerliche Eigenart im Schwinden war. Er war wohlhabend gewesen. Als aber sein einziger Bruder ohne Verschulden Bankrott machte, fühlte er sich, obwohl er mit dem Geschäft nichts zu tun hatte, als Haupt der Familie verpflichtet, einzuspringen; er hat sein Vermögen geopfert. Sein kleines Landgut vor der Stadt blieb ihm. Zwischen seinen alten Eichen, Obstbäumen und Blumen fühlte er sich glücklich. Im Garten langsam umhergehend, erzählte er von seiner Kindheit, in der es noch keine Eisenbahnen, keine Seedampfer, keine elektromagnetische Telegraphen, keine Photographie und keine Stenographie und keine – Zündhölzer und viele andere Dinge gab, welche man jetzt nicht mehr entbehren zu können glaubt; auch habe es erst sehr wenige macadamisierte Landstrassen gegeben; für eine Reise nach Oldenburg, der einzigen Reise in seiner Kindheit, habe er einen vollen Tag statt jetzt eine Stunde gebraucht.

An diese Gespräche knüpfte mein Grossvater die Folgerung, an meinen Bruder und mich würden viel grössere Forderungen gestellt werden als an meinen Vater, wie an diesen viel grössere als an ihn selbst gestellt worden wären. So wurde der Gedanke nicht nur der Wandlung, sondern auch des verpflichtenden Fortschritts in mir wachgerufen. Immer wieder bin ich an diese Gespräche erinnert

worden, am wirksamsten vielleicht zwischen den beiden Weltkriegen durch Huizinga, der in seinem Buch „Im Schatten von morgen“ (1936) schreibt: „Noch unsern Grossvätern war es nur in sehr beschränktem Masse ermöglicht, Schmerz zu betäuben, Verwundung oder Bruch von Körperteilen zu heilen, Kälte abzuwehren, Dunkelheit zu vertreiben, andere in Person oder mit Wort zu erreichen, den Körper gründlich zu reinigen, Fäulnis und Gestank zu vermeiden“. Gewiss nicht jede Wandlung erwies sich als Fortschritt, aber ich wurde gefeiert gegenüber den lebensfremden Schriften über den „Fluch der Technik“.

Die grossväterlichen Gespräche – es hatte noch nie jemand ähnliches mit mir gesprochen – haben auch noch in anderer Weise nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht. Immer wieder wurde betont, dass mein Bruder und ich bestrebt sein müssen, unser Berufsstudium mit sachverständiger Liebe zur Kunst zu verbinden. Das brachte mich in einen inneren Zwiespalt; denn das zeichnerische Talent, das meinen Vater wie meinen Bruder auszeichnete, besass ich nicht. Vielleicht aber waren gerade darum diese mahnenden Worte besonders an mich gerichtet. Sie haben jedenfalls dazu beigetragen, dass Kunst aller Zeiten mein Leben bereichert hat. Ich kann mich nicht erinnern, dass mein Grossvater über Religion mit mir gesprochen hat. Er wusste, dass sie sich bei unserer Mutter in treuer Obhut befand. Doch schrieb er einmal uns Enkeln: „Von der Jünglingszeit unseres Herrn Jesu wissen wir wenig Einzelnes, aber genug in den Worten: Er nahm zu an Weisheit und Verstand und war gehorsam der Mutter.“ So hatten alle seine kleinen Erzählungen eine Nutzenanwendung, die mich beschäftigte, weil sie aus dem Munde eines würdigen Greises kam, wie ich ihn noch nicht kennen gelernt hatte. Sein Tod traf mit dem Abschluss meiner Schulzeit zusammen und warf auf meinen Fortgang zur Universität einen schweren Schatten, zumal da ich wusste, was er für meinen Vater bedeutete, der erst ein Jahr vorher aus Südamerika heimgekehrt war.

Mein Vater war einziger Sohn aus der erste Ehe meines Grossvaters, und ein innigeres Verhältnis zwischen Vater und Sohn war nicht denkbar. Er hatte mit seinem Vater äusserlich wenig Ähnlichkeit, scheint mir aber viele Züge seiner Vorfahren in seinem Wesen vereinigt zu haben. Er war treuester Sohn seiner Vaterstadt und eifriger Verfechter des deutschen Einheitsgedankens, Jurist Bremischer Tradition, aber zugleich ausgesprochene Gelehrtennatur, begabter Zeichner und empfindungsreicher Dichter. Schwierigkeiten schien es für ihn nicht zu geben. Alles gelang ihm aufs Beste. Die Wahl des Studiums wird ihm kaum schwer geworden sein. Denn das Rechtsstudium entsprach nicht nur der Tradition der Familie; es hatte auch in Bremen eine noch stärkere Vorzugsstellung als anderswo. Nicht nur sein Abschluss sondern auch die Ausübung der Rechtsanwaltschaft war Voraussetzung für die Tätigkeit sowohl des Richters als auch des höheren Verwaltungsbeamten, insbesondere des Senators. Bremen entbehrte des Instituts der Assessoren. Die Bürgerschaft, wie die Bremer Volksvertretung hiess, wahrte eifersüchtig ihre Rechte, Senatoren und Richter zu wählen, und über die Rechtsanwaltschaft glaubte sie sich ein eigenes Urteil bilden zu können. Die rein wissenschaftlichen Berufe standen damals in Bremen nicht hoch im Ansehen. „Ein Lesen, Studium und Forschen ohne praktischen Zweck – wie noch Bürgermeister Duckwitz gesagt hat – ist hier nicht zu Hause“.

Das Studium meines Vaters fiel in eine Zeit des Aufschwungs. Nicht die Politik war seine Trägerin. Sie hatte sich von ihrer Niederlage in Olmütz noch nicht erholt. Wissenschaft und Wirtschaft

hatten die Führung. Die Wirtschaft, grossenteils vom Geist des Zollvereins erfüllt, war Vorkämpfer der deutschen Einheit geworden, und sah, wie auch die Wissenschaft, die Grenzen der einzelnen deutschen Länder nicht mehr als Schranken an.

Wie die Wahl des Studiums wird auch die Wahl seines Ortes kaum Schwierigkeiten bereitet haben. Sie fiel zu Gunsten von Jena aus, dessen Universität seit Fichte und Schiller Wettbewerberin von Bremens Nachbaruniversität Göttingen geworden war. Dort hörte mein Vater pflichtschuldig juristische Vorlesungen, aber weitaus den stärksten Eindruck machte auf ihn der Geschichtspräsident Johann Gustav Droysen, der 1848 eines der einflussreichsten Mitglieder der Paulskirche gewesen war; seine Schüler wurden seine Freunde, vor Allem der junge Gustav Droysen, Adolf Hausrath und Alexander Brückner, die alle drei später Universitätsprofessoren wurden. Als der verehrte Lehrer einen Ruf nach Berlin erhielt, beschloss mein Vater, ihm dorthin zu folgen.

Die Geschichtswissenschaft spielte damals auf deutschen Universitäten eine besondere Rolle. Hatte zu Anfang des Jahrhunderts die klassische Philologie eine Vorzugsstellung eingenommen, so war seit der Mitte des Jahrhunderts die politische Geschichte immer stärker in den Vordergrund getreten. Sie gewann mit der Öffnung der Archive ein Arbeitsfeld, wie es sich ähnlich fruchtbar im Bereich der Geisteswissenschaften vielleicht nur durch die Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen, Auffindung der Papyri und ähnliche philologische Entdeckungen zeitweise ergeben hat. Das war das breite Fundament, auf dem Ranke den Riesenbau seines Lebenswerkes errichtete. Die Stellung, zu der die Geschichte damals emporstieg, hatte aber noch einen anderen Grund. Das war die enge Verbindung, in die das politische und das geschichtliche Denken trat. Solche Beziehung verlangte die damalige Studentenschaft in ihrer Mehrheit. Dieser Forderung entsprach Droysen. Er lehrte nicht nur, was geschehen war, sondern betrachtete es zugleich – wie Professor Max Lenz gesagt hat – als eine ihm anvertraute Mission „die Deutschen durch ein vertieftes historisches Studium zur Nation zu bilden“. Während Ranke sagte, der Historiker könnte „niemals zugleich praktischer Politiker sein“, war Droysen Vorkämpfer der Erneuerung des alten tausendjährigen Deutschen Reiches und Vorkämpfer des Liberalismus. Das entsprach auch der Bremer Politik, wie sie besonders in den Präsidentialreden von Bürgermeister Smidt ihren Ausdruck gefunden hat.

In das Seminar Droysens trat mein Vater ein. Er wurde bald einer seiner Lieblingsschüler. In diesem Kreis erwuchs in ihm der Wunsch, sich der akademischen Laufbahn zu widmen und zwar der Geschichtswissenschaft. Das entsprach jedoch nicht dem Wunsch seines Vaters und nicht der Bremer Tradition; und von Vater und Vaterstadt wollte er sich nicht trennen. Darum ging mein Vater von Berlin nach Göttingen; dort widmete er sich mit aller Energie dem Rechtsstudium, ohne das das studentische Leben dabei zu kurz kam.

Für einen Sohn der Hansestadt Bremen hatte das Handelsrecht besondere Anziehungskraft, zumal da das Einheitsstreben seit Gründung des Zollvereins in der Vorbereitung des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches am stärksten zum Ausdruck kam. Neben Rechtswissenschaft hörte mein Vater Volkswirtschaftslehre bei Professor Helferich; sein aufs Sorgsamste geführtes Kollegheft beweist, dass es mit Fleiss geschehen ist.

In Göttingen gewann mein Vater auch den Freund, der ihm am nächsten gestanden hat. Es war Karl Binding, der spätere Leipziger Strafrechtsprofessor und Vater des Dichters. Er schrieb mir später über meinen Vater: „Seine Gestalt kann ich aus meiner Studienzeit gar nicht weg denken, soll sie nicht einen grossen Teil ihres Reizes verlieren. Wenn ich überlege, was mich an ihm von Anfang an so stark gefesselt hat, so war es die Verbindung einer Begabung von seltener Grösse, einer Willenskraft, mit diesem Pfund zu wirken und zu wuchern, wie sie mächtiger nicht gedacht werden kann, mit einem reinen Adel der Gesinnung ... So ist er mir in Allem ein Vorbild geworden“.

Mit 23 Jahren liess sich auch mein Vater in Bremen als Rechtsanwalt nieder. Als bald begann er jedoch auch, was er bei Droysen gelernt hatte zu Gunsten seiner Heimatstadt zu verwerten. Eine Fülle von Studien aus Bremens Geschichte liess er in kurzer Zeit erscheinen, darunter eine Preisschrift über die Stedinger, die „dem tapferen Bauernvolk zum ersten Mal historische Gerechtigkeit widerfahren liess“, eine weitere Preisschrift über den ersten Schwurgerichtshof in Bremen und – mit dem späteren Senator Ehmke zusammen – die monumentale Monographie über das Bremer Rathaus. Damit sollte auch Bremen eine Vertiefung seines Heimatgefühls erfahren, wie Droysen es für Deutschland im Ganzen erstrebte.

Schon zwei Jahre nach Aufnahme seiner Tätigkeit in Bremen wurde mein Vater in die „Bürgerschaft“ gewählt und im Jahre darauf zum Syndikus der Bremer Handelskammer, wenig später auch zum Sekretär der kurz vorher gegründeten Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, Damit weitete sich der Pflichtenkreis ausserordentlich. Der Eintritt in den Norddeutschen Bund brachte vielerlei neue Arbeit mit sich: insbesondere an der Neuordnung des Konsulats- und Auswanderungswesens war mein Vater beteiligt. Auch ausserhalb der beruflichen Pflichten bestätigte er sein Interesse für die Vaterstadt. Er war mit Freunden Schöpfer der Historischen Gesellschaft, gab dem „Künstlerverein“, der Jahrzehnte lang Hauptträger des geistigen Lebens in Bremen war, eine neue Organisation und war Anreger zur Bildung der Literarischen Gesellschaft. Besonders erfreut war er, dass sein Aufruf, die für das „Zweite deutsche Bundesschiessen“ geschaffenen Gartenanlagen in einen grossen Waldpark zu verwandeln, Erfolg hatte; hier trat sein zweiter Sohn in die Fussspuren des Vaters, als er den „Stadtpark“ in Hamburg und den Gürtel von Grünanlagen in Köln schuf. In dieser Zeit, die die glücklichste seines Berufslebens war, fiel auch die Heirat meines Vaters.

Meine Mutter, deren Mädchenname Therese Grote war, stammt auch aus einer alten Bremer Familie und zwar aus einer Kaufmannsfamilie mit weiten Handelsverbindungen im Ausland. Ein Vorfahr war Ältester der Grossen Gilde in Riga; sein Bild mit dem Groteschen Wappen – „der grote Böme“ - soll sich noch vor kurzem auf einem Glasfenster in Riga befunden haben. Auch der Vater meiner Mutter, der in das Handelsgeschäft einer angesehenen Hamburger Kaufmannsfamilie Heise, die der Hansestadt an der Elbe auch einen Bürgermeister stellte, eintrat und eine Tochter des Inhabers der Firma heiratete, wurde nach Russland geschickt zur Leitung einer Tuchfabrik in der Nähe der Narva; doch brach das dortige Unternehmen unter unvorhergesehenen Ansprüchen der russischen Krone zusammen. In dem vom grossen Brande von 1842 heimgesuchten Hamburg gelang es ihm nicht, sich eine neue Stellung zu schaffen; daher übernahm er die Leitung einer Fabrik in Barmen. Er starb jedoch schon nach zwei Jahren, sodass meine Mutter, die ihre Mutter bei der Geburt verloren hatte, in ihrem vierten Jahr Waise, und zwar unbemittelte Waise wurde.

Der Halbbruder ihres Vaters, der Kaufmann in Bremen war, nahm sie mit ihren vier Schwestern in seinem Hause auf. Es war das ein strenggläubiges Haus, in dem das diesseitige Leben als Vorbereitung auf das Jenseits angesehen wurde, hinter der jedes andere Streben zurückzutreten habe: ein tröstlicher Glaube für eine Waise, an dem sie mit Treue und Hingebung festgehalten hat. Als der Onkel nach zwei Jahren die älteste Nichte heiratete, wurde das Haus der Schwester zwar ein Ersatz des Elternhauses, wofür sie dauernd dankbar war, aber es musste verlassen werden. Meine Mutter kam zu zwei alten unverheirateten Damen, von denen sie vor Allem zu Anspruchslosigkeit und Sparsamkeit erzogen wurde. Es scheinen schwere Jahre für meine Mutter gewesen zu sein; doch wird ihr starkes Talent, sich des Augenblicks zu erfreuen, ihr darüber hinweggeholfen haben. Alles, was sie erlebte, gestaltete sie zu einer kleinen Geschichte, die sie nicht müde wurde mit sprühender Lebhaftigkeit zu erzählen. Besonders froh wird sie gewesen sein, als sie dann, wie es Bremer Sitte damals für halberwachsene Mädchen vorschrieb, in „Pension“ nach ausserhalb und zwar nach Erlangen geschickt wurde. Sie verkehrte dort im Hause des Liederdichters Spitta, wo sie ihre hübsche Singstimme etwas ausbilden und den Schatz ihrer Lieder, an dem wir Kinder uns später erfreut haben, bereichern konnte. Dort lernte sie auch deutsches Studentenleben kennen. Als fröhliches Mädchen kehrte sie nach Bremen zurück. Mein Vater, der sie als Schulkameradin seiner einzigen Schwester schon kennen gelernt hatte, sah sie jetzt häufiger, und aus der alten und neubelebten Bekanntschaft wurde bald eine Verbindung fürs Leben.

Meine Mutter hatte sechs Kinder. In der Zeit zwischen dem Krieg von 1866, der die schmerzvolle Voraussetzung für eine Wiedererrichtung des tausendjährigen Deutschen Kaiserreiches, des langlebigsten Reiches der Weltgeschichte, schuf, und dem Krieg von 1870 mit Frankreich, der die Sehnsucht nach Wiedervereinigung der Deutschen in neuer Form in Erfüllung brachte, wurde ich geboren und zwar am 6. März 1868. In dieser Zwischenzeit der Kriege folgte auch noch mein Bruder Fritz und nach abermals zwei Jahren meine älteste Schwester (*Louise*).

Wenn ich mir überlege, was von meinen ersten vier Jahren, die ich in meiner Vaterstadt verbracht habe, in meiner Erinnerung haften geblieben ist, so bin ich erstaunt, wie wenig es ist. Mit Sicherheit erinnere ich mich nur des glatten Parkettbodens im Wohnzimmer meiner Tante, in deren Haus meine Mutter aufgewachsen war; ihn sehe ich in vollem Glanz noch vor mir. Er war mir durch einen Fall so unheimlich geworden, dass ich nur ungern zur lieben Tante hinging. Bei allen anderen Erinnerungen scheint es mir sich um solche mehr an Erzählungen als an Tatsachen zu handeln. So soll ich am 8. September 1870 in gewohnter Weise morgens früh ins Schlafzimmer meiner Eltern gekommen sein, aus dem noch verhängten Fenster heausgesehen und gerufen haben: „Fahnen, Fahnen, Hurra!“, wodurch ich den Sieg von Sedan zuerst im Haus verkündete, der die Grundlage für eine neue Zusammenfassung der deutschen Stämme im Kaiserreich schuf. Ein Bild von dieser Szene ist im Gedächtnis nicht haften geblieben; trotzdem war ich als Kind auf diese Erinnerung stolz. Auch von der Reise in der Postkutsche, die meine Mutter mit uns drei Kindern nach Hamburg machte, weiss ich nur noch, dass die Kutsche oft lange anhielt.

Diese Fahrt in der Postkutsche mit der ich noch als Professor renommiert habe, war der Anfang einer in damaliger Zeit ungewöhnlich grossen Reise. Mein Vater war nämlich zum ersten Vertreter des neuen Deutschen Reiches in Kolumbien ausersehen worden. Aus eigenem Antrieb würde er seine Vaterstadt und seine dortige Tätigkeit nicht verlassen haben, zumal da er damit rechnen konnte, einst in

die Fussapfen von Vater und Grossvater treten zu können. Aber die Gründung des Reiches schuf neue Aufgaben, die sich zum Teil mit denen Bremens berührten. Das war besonders der Fall in Kolumbien. Vom Reich wie von Bremen richteten sich die Augen auf den Syndikus der Bremer Handelskammer. Als bei ihm angefragt wurde, ob er als deutscher Ministerresident nach Bogota gehen wolle, glaubte er nicht Nein sagen zu dürfen, wenn auch der Übergang aus dem Dienst Bremens in den des Reiches ihm nicht leicht wurde. „Procimur“ war seine Losung.

Mein Vater musste das neue Amt sogleich antreten. Er reiste daher, auch um der Familie den Weg zu bahnen, schon einige Monate voraus. Meine Mutter folgte dann mit den drei Kindern, von denen ich als Ältester vier Jahre alt war. Die Reise erfolgte damals auf einem kleinen Dampfer, der sich mit Hilfe seiner zwei stattlichen Maste auch Kraft des Windes bediente, mehr Fracht- als Personendampfer. Er verstand sich gut aufs Schaukeln und Stampfen. Nur wenn alle Segel aufgespannt waren, war die Fahrt ein Vergnügen. Dann wurden wir Jungen aus der dumpfen Kabine auf das Deck ausquartiert. Wir sollten schlafen, doch gab es auf dem Wasser, auf Deck und den Masten für Auge und Ohr so viel Interessantes, dass das oft nicht glückte, was Schelte zur Folge hatte. Im Einzelnen erinnere ich mich nur eines Unfalls, der aus meiner kindlichen Neugier erwuchs. Ich stieg nämlich in der Kabine auf das Sofa, um nachzusehen, was für eine Nachspeise meine Mutter auf dem Kabinenschrank gestellt hatte, als das Schiff stark ausholte und mich vom Sofa gegen den festgeschraubten eisernen Fuss des Tisches schleuderte, sodass ich meinen rechten Arm im Ellbogengelenk brach. Ein Arzt war nicht an Bord. Mein Arm wurde, so gut es ging, eingeschient und zwar gerade. Beim Schaukeln des Schiffes wurden die Knochen nebeneinander geschoben, sodass eine geringe Verkürzung und eine Verminderung der Biegungsfähigkeit die Folge war. Doch dieser Unfall war nicht das Schlimmste dieser Reise.

Als wir nach Colon, wo heute der Panama-Kanal mündet, kamen, hofften wir auf ein Wiedersehen mit meinem Vater. Statt dessen erhielten wir die Nachricht, dass er in Baranquilla, wo die Inlandsreise nach Bogota zu beginnen hatte, mit gelbem Fieber im Krankenhaus liege. Die Nachricht bekam meine Mutter sogar in so merkwürdiger Form, dass sie zweifelte, ob mein Vater noch am Leben sei; in einer Nacht wurde ihr Haar an der linken Schläfe weiss. Beim Eintreffen in Baranquilla, dem Flusshafen im Mündungsgebiet des Magdalenaströms, fiel das Wiedersehen aber günstiger aus, als befürchtet war. Der Kapitän nahm meinen noch nicht genesenen Vater mit an Bord und fuhr mit uns noch weiter bis zum Endpunkt seiner Route. Das war der Hafen der vom Spanier Curacao eroberten und nach ihm genannten Insel vor der Küste Venezuelas, die einst der Mittelpunkt des grausamen Handels in Negerklaven war, damals an der Schwelle seines Aufschwungs als Umschlagsplatz für Dampferverkehr von Europa und Nordamerika stand und heute die grossen Raffinerien für das in der Festlandsbucht von Maracaibo geförderte Erdöl trägt.

Durch diese Hin- und Rückfahrt zwischen Baranquilla und Curacao erholte sich mein Vater so, dass er nach kurzem Aufenthalt in Baranquilla bei einem dort ansässigen jungen Bremer Kaufmann, der sich durch seine grosse Hilfsbereitschaft den lebenslänglichen Onkel-Titel bei uns Kindern erwarb, die Weiterreise nach Bogota anzutreten wagte. Sie bestand zunächst aus der Dampferfahrt auf dem Magdalena, die ich nach knapp drei Jahren in umgekehrter Richtung nochmals machte und deren ich mich daher auch noch gut erinnere. Sie war erst kürzlich eröffnet worden und zwar durch eine deutsche

Gesellschaft; unser Schiff führte den Namen „Bismarck“. Sie ging etwa 700 Kilometer den Strom hinauf bis Honda, wo Stromschnellen der Dampferschiffahrt ein Ziel setzten, und dauerte sehr lange. Denn der stattliche Fluss war noch in seinem Urzustand. Das heisst aber: er war noch in beständiger Veränderung. Sandbänke verschwanden und bildeten sich neu: die Fahrinne war auf jeder Fahrt anders. Daher konnte auch nur bei Tageslicht gefahren werden. Nachts lag der Dampfer still und man hörte die vielfachen Geräusche des tropischen Urwalds, bisweilen auch Geschrei von Indianern. Am Tage musste beständig gepeilt werden, sodass auch am Tage die Fahrt entgegen der oft starken Strömung nur langsam voranging. Man hatte Zeit, die Ufer zu besichtigen, die mit vielen Kaimans, wie die Krokodile hier genannt werden, besetzt waren. Auf sie wurde manchmal geschossen; ich kann mich aber nicht entsinnen, dass das mit Erfolg geschah. Auch sonst gab es allerlei Getier: niedliche Papageien und herrliche Schmetterlinge, aber auch hässliches Gewürm; ich habe auf dieser Reise zum ersten Mal einen ausgewachsenen Skorpion gesehen.

Der Flussfahrt schloss sich endlich auch noch eine Landreise von fünf Tagen an. Sie ging vom tiefgelegenen Honda durch die Kordilleren nach der etwa auf der Höhe des Rigi gelegenen Hauptstadt des Landes. Irgendeine ständige Verkehrsverbindung oder auch nur irgendetwas wie Strassenbau war nicht vorhanden. Nur zu Pferd oder zu Fuss auf Wegen, die durch den Verkehr selbst geschaffen waren, war Bogota zu erreichen. Flüsse mussten auf Furten durchwatet werden. Brachte das schon für Erwachsene allerlei Schwierigkeiten mit sich, so in stärkerem Masse noch für Kinder. Meine kleine Schwester musste meine Mutter mit aufs Pferd nehmen; und mein Bruder und ich wurden auf eine Art befördert, die von den heute lebenden Deutschen Wenige, wenn überhaupt Jemand, selbst kennen gelernt hatten. Wir wurden nämlich in nach hinten offenen Holzkäfigen von Indianern auf dem Rücken getragen, sodass wir – dos-a-dos mit dem Träger – in der entgegengesetzten Richtung wie er blickten. Irgendwelche Verständigung zwischen Träger und Getragenen war nicht möglich. Man musste sich mit fatalistischer Ruhe in sein ungewisses Geschick fügen. Bei Flussüberquerungen drang von unten, bei Tropengüssen von oben das Wasser in den Kasten. Rühren sollte man sich möglichst wenig, besonders wenn der Kasten vom Träger für kurze Zeit abgestellt wurde. Als das einmal auf einem Höhenweg an einem Berghang, an dessen Fuss ein wilder Gebirgsbach schäumte, geschah und von meinem Indianer nichts zu sehen war, bemerkte ich mit Schrecken, das mein Käfig auf dem Felsabsatz, auf dem er abgestellt war, zu rutschen anfang. Ich durfte mich nicht bewegen, konnte es auch gar nicht mit meinem noch immer eingeschienten geradeaus gestreckten Arm, rief auch nicht, da mir Niemand in der Nähe zu sein schien, starrte nur wie gebannt in das schäumende Wasser tief unten, in dem ich demnächst anzukommen erwartete. Im letzten Augenblick ertönte Pferdegetrappel und wurde mein Käfig am Verdeck gepackt. Mein Vater hatte mich gesehen, sprengte auf dem schmalen Gebirgspfad heran und ergriff meinen Käfig, als er gerade im Begriff war, ein schnelleres Tempo bergab einzuschlagen. Das ist das deutlichste Erinnerungsbild, das ich aus früher Jugend überhaupt habe. Ich könnte die Landschaft zeichnen, wenn mein Talent dazu ausreichte.

Bogota liegt zwar nur vier Grad nördlich vom Äquator, aber zugleich auch auf einer Hochebene von 2600 Metern inmitten der Gebirgswelt der Kordilleren, in der Schneeberge und Vulkane nicht fehlen. Es hat daher kein Tropenklima; aber die schwierige Lage hatte auch zur Folge, dass die europäische Kolonie, zumal die deutsche, sehr klein war. Die Hauptrolle spielte in ihr das Bankhaus

Koppel, dessen aus Deutschland stammender Seniorchef in späteren Jahren noch mehrfach uns aufgesucht hat, sich aber schliesslich nach London zurückzog. Keine einzige grössere deutsche Kaufmannsfirma war in Bogota ansässig oder durch einen Deutschen vertreten; von Zeit zu Zeit erschien aber einer zum kurzen Besuch, was für uns Kinder immer ein Fest war. Einmal wurde sogar ein grosser Zauberkasten mitgebracht.

Aus dieser Lage erwuchsen die Aufgaben meines Vaters. Einerseits galt es, das Ansehen des neuen Deutschen Reichs nicht nur in Kolumbien sondern auch bei England und den Vereinigten Staaten zu festigen. Dass das gelang dürfte daraus hervorgehen, dass mein Vater in einer wichtigen internationalen Streitsache als Schiedsrichter tätig war und dafür von den ausländischen Beteiligten ein silbernes Ehrengeschenk mit eingravierten Dankesworten erhielt. Nicht minder wichtig war andererseits, die Heimat über das damals noch fast unbekanntes Land zu unterrichten. Bei der Berufung meines Vaters hatte die schwierige Verkehrsfrage eine Rolle gespielt. Die Dampfschiffahrt auf dem Magdalena-Strom war nur der am leichtesten auszuführende Teil eines umfassenden Planes. Man hoffte, die Hauptstadt des Landes mit seinem Hauptseehafen, Bogota mit Baraquilla durch neuzeitige Verkehrsmittel verknüpfen zu können und damit zugleich die Entwicklung der angenommenen reichen Produktionskräfte des Landes zu ermöglichen. Für dieses Projekt interessierten sich Männer nicht nur in Bremen, sondern auch in England und den Vereinigten Staaten. Mein Vater hatte jedoch die wenig dankbare Aufgabe, mutig und nüchtern eine Aufklärungsarbeit durchzuführen. Schon der Bau von Strassen stiess auf ungewöhnliche Schwierigkeiten: an grössere Eisenbahnbauten war einstweilen ebenso wenig wie an eine Regulierung des Magdalena-Stromes zu denken. So wurden zunächst Aufwendungen für unausführbare Pläne verhindert; aber diese Pionierarbeit hat zugleich dazu beigetragen, dass nach Jahrzehnten es Deutsche gewesen sind welche die Schwierigkeiten des Geländes durch Schwebebahnene zu überwinden wussten; und die Verkehrsentwicklung fand ihre Krönung in der Gründung der „Sociedad Columbiana-Alemana de Transportas Aeries“ („Scadta“), die täglich die 800 Kilometer Strecke zwischen Bogota und Baraquilla in beiden Richtungen in zweieinhalb Stunden zurücklegte. So ist die Verkehrsentwicklung mit gewaltigem Sprung vor sich gegangen. Erst damit wurde die Erschliessung des fruchtbaren Landes möglich gemacht und in kurzer Frist stieg Kolumbien im Kaffeebau zum Wettbewerber Brasiliens empor. Zur Zeit meines Vaters kamen nur hochwertige Güter wie Chinchona (Chinin), Edelmetalle und Smaragden in Frage. Auch hier handelte es sich um eine Pionierarbeit, die aus der Fülle der angenommenen Möglichkeiten die aktuellen heraushob.

Da die Gegenwart manche Enttäuschungen bot, wandte mein Vater, um Beziehungen zwischen Deutschland und Kolumbien enger zu gestalten, sein Interesse auch der Vergangenheit zu. Zweimal hatten Deutsche in dieser Gegend eine Rolle gespielt. Alexander v. Humboldt hatte sie eingehend bereist und vielfältige Anregungen gegeben. Seine Reisen selbst liessen sich nur auf Grund seiner Briefe und sonstigen Aufzeichnungen darstellen. Sie waren, wenn überhaupt, nur in Deutschland zugänglich. Diese Arbeit musste vertagt werden. Aber Humboldts Anregungen waren auf günstigen Boden gefallen. Er hatte gleichsam Schule gemacht in Kolumbien. Drei ungewöhnliche und nach Anlage und Beruf sehr verschiedene Männer – Mutis, Caldas und Codazzi – hatten sich unter Einfluss geographischer Arbeiten zugewandt; ihr Wirken darzustellen, lag zugleich im deutschen und kolumbianischen Interesse. Mein Vater hielt über sie in spanischer Sprache Vorträge und veröffentlichte dann unter dem Titel

„Südamerikanische Studien“ (Mittler und Sohn) über sie ein grosses Werk. Er konnte die spanische Übersetzung selbst nicht mehr veranlassen. Sie ist Jahrzehnte nach seinem Tode in Zeitschriften erfolgt; die geplante Veröffentlichung in Buchform ist infolge politischer Wandlungen in Kolumbien nicht zur Ausführung gelangt.<sup>1</sup>

Sehr bald wurde das Interesse meines Vaters auch in andere Richtung gelenkt. Als er das Stadthaus von Bogota besuchte, fand er nämlich im Treppenaufgang unter den auf grosser Tafel aufgezeichneten Namen der drei Stadtgründer auch den eines Deutschen: Nikolaus Federmann aus Ulm. Das weckte die Erinnerung an die halb sagenhaften „Dorado-Fahrten“ von Federmann und sein im Dienste der Augsburger Welser stehenden Genossen und an die fast verschollene Kunde vom „deutschen Indien“. Diese Entdeckungszüge waren durch die grossen Goldfunde, die in Mexiko und Peru gemacht worden waren, sowie durch die merkwürdigen Erzählungen vom Goldprinzen Dorado veranlasst worden und sollten feststellen, woher denn die grossen Goldschätze stammten. Das hauptsächlichliche Material für diese „Welser-Züge“ befand sich ebenfalls in Europa. Aber die Welser-Züge hatten auch in Süd-Amerika tiefgehende Spuren hinterlassen. Indem mein Vater diesen Beziehungen beider Länder nachging, war er ähnlich wie in der Heimat bemüht, den praktischen Aufgaben ein geschichtliches Fundament zu geben und dadurch die Beziehungen der beiden einander bisher so fremd gegenüberstehenden Länder zu vertiefen. Sein früher Tod hat die volle Durchführung dieses Planes verhindert. Von diesen Arbeiten und Plänen habe ich damals als Kind natürlich nichts erfahren. Es war mein Wunsch, seine Wirksamkeit in Bogota auf Grund seiner überaus eingehenden Briefwechsels mit seinem Vater zur Darstellung zu bringen. Unmittelbar vor seiner Ausführung sind alle Schriftstücke in der Wohnung meines Bruders in Hamburg durch einen Bombenangriff restlos zerstört worden.

Meine Erinnerungen in Bogota decken sich im Wesentlichen mit denen meines Bruders (Stufen des Lebens S.17 ff). Auch bei mir steht das Erlebnis des Stiergefechts an erster Stelle. Ich kann mir auch von dem Hause, in dem wir wohnten, und seinen nicht zur Familie gehörigen Insassen ein Bild machen und glaube, es auch von der Strasse, in der es lag, sogar von der Stadt im Ganzen zu können. Das stützt sich zum grossen Teil auf einen Spaziergang, den mein Vater mit mir auf einen der beiden Berge machte, die sich bei Bogota erheben. Auf ihm interessierte mich allerdings am meisten die Tatsache, dass mein Vater, trotz der Hitze, in seiner meist auf dem Rücken gehaltenen Hand ein Paar Handschuhe trug, die er noch nie angehabt hatte. Diese mir unverständliche Tatsache vermochte mein Vater mir nicht ausreichend zu erklären. Sitten sind ja vielfach einer rationalen Erklärung nicht zugänglich. In der Stadt hat sich mir nichts so eingepägt wie der Kirchhof, wohl auch der erste, den ich gesehen habe. Auf ihm war die Hauptsache die grosse Mauer, auf der die Särge über- und nebeneinander in endloser Folge eingemauert wurden. Des trübseligen Eindrucks konnte ich lange nicht Herr werden.

---

<sup>1</sup> Vom Erscheinen der „Südamerikanischen Studien“ hat man anscheinend erst spät in Kolumbien Notiz genommen. Der dort sehr geschätzte Schriftsteller Guillermo Valencia hat sie erst lange nach dem Tod meines Vaters gleichsam entdeckt und eine Übersetzung durch Manuel Gaz angeregt. Zu der geplanten Herausgabe in Buchform mit dem Bilde meines Vaters ist es aber nicht gekommen. Der Regierungswechsel in Kolumbien scheint das verhindert zu haben. In der von Lopes de Mess herausgegebenen „Intoduction a la historia de la Cultura en Colombia“ (Bogota 1930) ist unter den „Ausländern, die zum Fortschritt Kolumbiens beigetragen haben“ auch aufgeführt: „Hermann A. Schumacher, Diplomtico, Historador“.

Wenn der Aufenthalt in Kolumbien, trotz der dürftigen Erinnerungen, für mich nicht ohne Bedeutung gewesen ist, so erklärt sich das daraus, dass er mich für Alles, was sich auf das Land bezog, empfänglich gemacht hat. Das unmittelbar gewonnene Bild verblasste nicht, sondern vervollständigte sich mit der Zeit; denn was ich über Kolumbien hörte oder las, fiel auf fruchtbaren Boden. Auch ergaben sich immer wieder Beziehungen. Die überraschendste war, dass ich, als ich schon Professor in Berlin war, eines Tages vom Gesandten Kolumbiens einen Brief erhielt, als Erbe meiner Bogotaer Spielsachen, besonders des erwähnten Zauberkastens, wolle er mir ganz nachträglich noch danken. Daraus entwickelte sich ein hübscher Verkehr, der die ferne Kinderzeit in vielen kleinen Einzelheiten wieder lebendig werden liess und zugleich Einblicke in die spätere Entwicklung bis zu den Problemen der Gegenwart eröffnete. Leider fand er durch Abberufung des Gesandten ein frühes Ende.

Noch wertvoller war für mich die Bekanntschaft mit dem Bremer Kaufmann A. Held, der mit schöpferischem Geist seine Berufstätigkeit zu beleben wusste. Unter kluger Nutzung der angewachsenen deutschen Kapitalkraft lenkte er in die Bahnen wieder ein, die mit der Errichtung der Flusssdampferfahrt in Kolumbien eingeschlagen worden waren. Mit Dank erinnere ich mich mancher ergiebigen Unterredung.

Waren die Beziehungen nur späte Nachwirkungen der Tätigkeit meines Vaters, so habe ich doch noch Gelegenheit gehabt, eine kleine aktive Rolle zu spielen. Als Präsident des Berliner Rotary-Klubs habe ich am hundertsten Todestag von Simon Bolivar eine kleine Festrede auf den „Liberator“ halten müssen. Ich hatte aus Anlass des Gedenktages eine Abbildung des Standbildes von Bolivar, die den Eingang zu meinem Arbeitszimmer schmückte und die Erinnerung an jene Kindheitsperiode wach hielt, im Versammlungssaal des „Kaiserhofs“ aufhängen lassen. Die offiziellen Vertreter der sechs „bolivianischen“ Staaten waren anwesend, der Gesandte von Venezuela als Dienstältester zu meiner Rechten und der Gesandte desjenigen Staates zu meiner Linken, der sich in Verehrung für den Gefeierten, Bolivien und seine einstige Hauptstadt nach Bolivars Hauptmitkämpfer Sucre genannt hat. In meiner Rede führte ich unter Anderem aus, dass Europa in seiner alten Geschichte zwar viele charaktervolle und an Erfolgen reiche Männer habe, die nicht nur in den Gedanken, sondern auch in den Herzen ihres Volkes weiterlebten; die europäischen Staaten hätten keinen „Entdecker“ wie Christoph Columbus, und keine „Befreier“ wie George Washington, Simon Bolivar, San Martin. Das sei ein Vorzug der Jugend des ehemaligen Koloniallandes. In dieser Rede, die mit einer kurzen Schilderung der kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen der „bolivianischen“ Staaten mit Deutschland schloss, stimmten die Herren Gesandten voll begeisteter Lebendigkeit ein. Ich empfand diese Gedenkfeier, die noch allerhand kleine hübsche Folgen hatte, im Stillen auch als eine Feier für meinen Vater, der neben den geschäftlichen auch kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Kolumbien so eifrig gepflegt hatte.

In dieser Beziehung durfte ich zur selben Zeit auch ein wenig tätig sein. Ein Schüler von mir – Dr. Rollitz – kam als erster Professor der Volkswirtschaftslehre an die Universität in Bogota, die meines Wissens mit der in Lima die älteste in ganz Amerika ist. Nach Allem, was ich höre und auch die Zeitungen brachten, ist die Tätigkeit erfolgreich gewesen. Sie fand aber ein vorzeitliches Ende wegen der zunehmenden Entfremdung zwischen Deutschland und Kolumbien, deren Ausgangspunkt die kostspielige Regulierung des Magdalena gewesen zu sein scheint. Ich habe die weitere Entwicklung wie einen persönlichen Kummer empfunden.

Die Bogotaer Tätigkeit meines Vaters fand im dritten Jahr ihr Ende. Es wurde nämlich das wichtigste der überseeischen Generalkonsulate, das Generalkonsulat in New York frei. Von ihm schrieb der Leiter des Auswärtigen Amts, v.Bülow, meinem Vater: „Das Generalkonsulat in New York ist, was den Umfang der geschäftlichen Tätigkeit und die Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit der zu vertretenden Interessen betrifft, das bedeutendste unserer Ämter. Der Leiter einer solchen Behörde muss mit der vollen Hingabe an seinen Beruf und den technischen Kenntnissen, welche das Amt in bedeutendem Masse erfordert, Klarheit und Schnelligkeit des Blicks verbinden“. Auch für Bremen hatte das Generalkonsulat in New York besonderes Interesse, da sein Handel mit den Vereinigten Staaten weit voranstand. Darum zauderte mein Vater nicht, die kolumbische Ministerresidentur mit dem New Yorker Generalkonsulat zu vertauschen. Da es nicht lange unbesetzt bleiben konnte, musste er von Bogota unmittelbar nach New York reisen. Meine Mutter dagegen, der die hohe Lage Bogotas nicht gut bekommen war, fuhr zunächst zur Erholung mit uns Kindern nach Deutschland. Auch mein Vater, dessen gute Gesundheit durch das Gelbe Fieber einen Stoss bekommen hatte, hätte eine Erholung nötig gehabt; doch die Pflicht rief und die neue Aufgabe lockten den ehemaligen Syndikus der Bremer Handelskammer.